

Zimbabwe – Warum sich das Volk nicht zur Wehr setzt

Leben in beständiger Angst

Hunger und Angst vor Mugabes Milizen lähmen die Menschen in Zimbabwe. Die Mächtigen im Land nützen das geschickt zu ihren Gunsten aus. Grösster Widerstand droht ihnen nicht.

Farai macht die Faust im Sack. Seit Stunden steht er in der Reihe der Wartenden vor der staatlichen Maissammelstelle, die von Menschen förmlich belagert wird. Wie Farai sind die meisten zu Fuss hergekommen, auf den Trampelpfaden durchs weite Grasland mit ihren einrädigen Schubkarren. Die Meldung, dass heute eine Ladung Mais eintreffen würde, hat sich tags zuvor in Windeseile verbreitet, von Rundhütte zu Rundhütte, bis in die entlegensten Winkel. Die Sonne brennt unbarmherzig heiss. Einer der wenigen Busse, die noch bis in die kleine Ortschaft verkehren, wirbelt roten Staub auf und hüllt die Menschen am Rand der Strasse für Sekunden ein. Farai schwitzt. Aber er schweigt, wie alle.

Die Männer, die hier den Mais verteilen, wenn er denn ankommt, gehören zur Regierungspartei. Wer schimpft, erhält keinen Mais. «Was hast du gegen die Regierung? Gehörst du zur Opposition?» würden sie sagen und dann nützte es gar nichts mehr, die Parteikarte vorzuweisen. Diese besitzen inzwischen alle in der Gegend, ganz egal, was einer denkt. Zur Zeit der Wahlen, im vergangenen März, wurde Farai einmal von einer Gruppe Jugendlicher in den Farben der Regierungspartei aufgehalten. Da er sich nicht als Parteimitglied ausweisen konnte, nahmen sie ihn mit. Nur mit viel Glück entkam Farai den gezielten Gewaltanwendungen, mit welchen den Anhängern der Opposition damals das Andersdenken buchstäblich aus dem Leib geprügelt wurde. Jetzt trägt er die Karte immer bei sich.

Lebensmittel von Parteileuten

Seit die letztjährige Ernte der Dürre zum Opfer fiel, ist Essen zum politischen Druckmittel geworden. Eine Zeit lang wurde in Farais Dorf, weit unten im Süden Zimbabwes, die Verteilung des ab und zu eintreffenden Import-Maises durch die jugendlichen Helfer der Regierungspartei organisiert. Wer ihnen nicht passte, erhielt nichts. Die Burschen und Mädchen warteten auf den versprochenen Lohn für ihren Einsatz während der Wahlen und schikanierten die Passanten. Sie hatten nichts besseres zu tun: Seit Schulabgang sind sie arbeitslos und haben für ihre Zukunft keine Perspektive. Jetzt sind die Jungen weg. Man hört, dass sie in speziellen Camps ausgebildet werden. Und dass feste Stellen und Studienplätze

nur noch für Absolventen dieser parteiinternen Kurse zu haben sind.

Der Platz hinter dem Gitterzaun bei der Maisverteilstelle bleibt leer, der Lastwagen ist nicht gekommen. Es gebe keinen Diesel mehr in der Stadt, sagen die Wachmänner am Tor, vielleicht morgen. Farai entschliesst sich zu bleiben. Zuhause wartet seine Familie darauf, dass er etwas zu Essen heimbringt. Mit vielen andern übernachtet er unter den Bäumen am Rande der Strasse und stellt sich morgens bereits um zwei Uhr wieder in die Warteschlange. Manche in der Reihe sind seit einer Woche da. Aber sie murren nicht. Sie machen die Faust nur im Sack.

Die Frau etwa, die hinter Farai steht, sie kann sich lautstarke Kritik am System nicht leisten. Sie hat eine Verwandte in der Stadt, die als Schalterbeamte in einem staatlichen Betrieb arbeitet. Von ihr bekommt sie regelmässig etwas Geld geschickt. Damit kann sie Essen kaufen für ihre Kinder – wenn es etwas zu kaufen gibt. Auch das Schulgeld muss bezahlt werden. Und die Auslagen für die Schuluniformen, die nötigen Lehrbücher, nicht zu vergessen. Die Kinder sollen es einmal besser haben, eine gute Ausbildung, eine Arbeitsstelle, vielleicht. Nie würde die Mutter etwas gegen die Regierung sagen oder tun. Sie könnte damit die Stelle ihrer Cousine gefährden.

Am besten traut man niemand mehr

Auch Mai Christopher, eine andere unter den vielen Frauen jeden Alters, äussert ihren Unmut über das lange Warten höchstens hinter vorgehaltener Hand. Ihr Ehemann ist Primarschullehrer im Nachbardorf und Intellektuelle gelten in Zimbabwe ohnehin als regierungsfeindlich. In der angeheizten Stimmung vor und nach den Präsidentschaftswahlen hielt die Familie das Geschenk eines weissen Freundes wochenlang unter der Matratze versteckt: Nur keinen Anstoss erregen, keinen Neid wecken bei den Nachbarn. Kontakte zu Weissen gelten als äusserst heikel dieser Tage. Mai Christophers Gatte musste zudem als Wahlhelfer antreten. Er hat zugehört, wie die einfachen Leute vom Land entmündigt wurden, wie sie ihnen ihre Stimmzettel abnahmen: «Ihr könnt ja doch nicht lesen, wir erledigen das für euch», hätten sie gesagt. Der Lehrer erinnert sich mit Tränen in den Augen. Er hat zu allem geschwiegen. Er fürchtete für sich und seine Familie. Man ist sehr vorsichtig geworden.

Im Grunde genommen ist keinem mehr zu trauen, weiss niemand mehr so recht, was der andere wirklich denkt. Der junge Mann beispielsweise, der gleich vor Farai in der Reihe wartet, er trägt das T-shirt der Partei mit sichtlichem Stolz. Happymore ist sein Name. Aber jener ist nicht ganz normal, ein freundlicher Dorftrottel, über den sich alle ein wenig lustig machen. Bei ihm kann man ohnehin nicht sagen, was in seinem Kopf vorgeht. Einzig Präsident Mugabe, der nun also auch auf Happymore's Brust mit erhobener Faust zum ‚Befreiungskampf‘ gegen die weissen Landbesitzer ruft, weiss wohl sehr genau, welche Bilder er damit bei der Bevölkerung heraufbeschwört. Damals im Guerillakrieg für die Unabhängigkeit, Ende der siebziger Jahre, geriet das zimbabwische Volk zwischen die Fronten. Und wehe dem, den der Vorwurf traf, mit dem Feind zu kollaborieren. Noch heute, mehr als zwanzig Jahre danach, löst die blossе Präsenz eines so genannten Kriegsveteranen bei den Menschen Angst und Schrecken aus. Als die Besitzerin eines Hauses sich einen dieser alten Krieger als Liebhaber zulegt, ziehen alle ihre Untermieter trotz günstigem Wohnungszins binnen zweier Tage aus.

Opposition wird im Keim erstickt

Mugabes Arm, oder vielmehr jener der Partei, reicht weit. Neuerdings erhalten neben Polizei und Armee auch alle traditionellen Häuptlinge und Dorfvorsteher einen veritablen staatlichen Lohn. «Man ist sich in Übersee viel zu wenig im Klaren darüber, dass wir hier in einer Parteidiktatur leben», sagt ein älterer Schweizer Immensee-Missionar. Die polizeiliche Kontrolle greife so tief, dass jede Opposition gegen die herrschende Klasse im Keim erstickt werde. Öffentlich würden es heute fast alle, auch die Kirchen, vorziehen, zu nicken und zu schweigen. Aus Angst – oder weil sie gekauft sind; es gebe viele Profiteure, meint der katholische Priester.

Organisierten Widerstand von Seiten der Landbevölkerung halten die meisten Beobachter der Entwicklungen im Land für unrealistisch. Tatsächlich formiert sich punktuelle Auflehnung bis heute fast nur in den wenigen städtischen Gebieten Zimbabwes. Draussen auf dem Land hingegen, scheint das Verständnis für die eigenen Rechte in einem modernen Staat bisweilen völlig zu fehlen. Da spielt das traditionelle Familien- und Stammesdenken noch immer die übergeordnete Rolle und lokale Belange stehen im Vordergrund: Wenn einer kommt und verspricht eine Schule oder eine Klinik zu bauen, seien die Menschen meist rasch zufrieden, heisst es. «Ich weiss nicht, warum meine Landsleute stets von Neuem auf irgendwelche Versprechungen hereinfallen», sagt eine schwarze Frau.

Und doch üben die Leute Kritik, wenn auch sehr subtil. Als Präsident Mugabe bei einem seiner sparsamen Auftritte draussen im Busch mit einer parteifarbenen Base-

ballmütze auf dem Kopf gegen die Rekolonialisierungsversuche Grossbritanniens und gegen die schlechten Einflüsse der weissen Kultur überhaupt wettet, meint ein weisshaariger Mann zu seinem Sitznachbarn: «Früher pflegte einer noch seinen Hut zu ziehen, wenn er öffentlich etwas zu sagen hatte.»

Die für Europäer unbegreifliche afrikanische Geduld ist auch eine Überlebenskunst: schweigen, warten. Kein Häuptling dieser Erde hat ewig gelebt. Mit europäischen Augen ist kaum zu verstehen, was gegenwärtig in Zimbabwe geschieht: Öfters werden Vergleiche zur Zeit der Nazis gezogen; ein Ostdeutscher fühlt sich an seine Kindheit in der ehemaligen DDR erinnert.

Afrikaner erwähnen andere Dinge. Schwester Theresa zum Beispiel, eine über siebzig jährige schwarze Nonne. «Es regnet nicht mehr richtig», sagt sie. «Seit der Unabhängigkeit nicht mehr.» Den Grund dafür sucht sie in den Greueln von damals, welche nie versöhnt wurden. Oder die traditionellen Heiler, die sich zunehmend auch in den Zeitungen äussern: Sie erzählen vom Aufruhr in der Geisterwelt der Ahnen, vom Blut, das in den Boden gedrungen ist und die Ruhe der Vorfahren störe. Die Tradition sei zerbrochen, sagt ein alter Mann, jedoch: «Wir können uns nicht gegen unsere eigenen Kinder erheben.» Auf die Frage, was kommen wird, schweigen die meisten. Auch die Zukunft macht Angst. Mit oder ohne Regierungswechsel. Man hofft auf ein Wunder, das ist das Einzige, was bleibt.

Und das Wunder trifft ja ein: Der Lastwagen! Zwei Liter Maispulver pro Familie. Essen für einen Tag.